



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Griechische Reiseskizzen : 3. Attische Tage : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

deutschen Musik. Sollte ihr der Himmel für die nächsten hundert Jahre einen großen schaffenden Meister versagen, daran wird sie nicht zu Grunde gehn. Aber sie muß dem Volke zum Fluche werden, wenn nicht der weiteren Verdummung der Berufsmusiker, nicht der Musikheuchelei in der Laienwelt gesteuert wird. Dagegen läßt sich nur vom Musikbetrieb aus helfen, und es wird darum im einzelnen nachzuweisen sein, wie und wo er verbessert werden muß. Zu diesem Zweck sollen im folgenden die Hauptfragen, die sich auf die Fundierung und die Verwendung der Musik in der Gegenwart beziehen, untersucht werden. Die Antworten werden sich von Fall zu Fall aus dem Vergleich der von der Sache gebotenen Ziele mit den wirklichen Leistungen ergeben; damit aber die Ergebnisse an Sicherheit gewinnen, soll, soweit möglich, überall auch die Geschichte mit befragt werden. Sie lehrt nicht bloß gewordene und bestehende Verhältnisse verstehen und gerecht beurteilen, sondern sie giebt auch häufig die besten, durch Erfahrung schon bewährten Ideen für vorzunehmende Reformen an die Hand.



Griechische Reiseskizzen

3. Attische Tage

(Schluß)



Als wir aus dem beschatteten kühlen Winkel hinaustraten in die grüngraue Fichtenwildnis, schlug uns die volle Mittagshitze, als käme sie aus einem Backofen, entgegen, aber der durch die Sonnenstrahlen aus den Bäumen hervorgelockte kräftige Harzduft umflutete uns erquickend. Noch eine Stunde galt es zu steigen bis zu einer Höhe von ziemlich 700 Metern. Sogar hier oben fanden sich zwischen dem Wald noch einzelne mit Weizen bestandne Feldparzellen. Endlich erschien oben links zwischen den Baumwipfeln die Mauer des „Kastro“ jenseits von einer undurchschreitbaren Schlucht. Ich eilte, von Feuereifer beseelt, meinen Begleitern voraus und stand bald auf der noch ziemlich hohen Quadermauer eines unregelmäßigen Vierecks mit ausgebautem rundem Turm. Herrlich war von hier aus der Blick auf die Thal-, Stein- und Waldwildnis, und es wurde mir sofort deutlich, daß das verhältnismäßig kleine Kastell den Weg von Athen nach Theben vollständig beherrschte. Der Berg selbst fällt nach drei Seiten schroff ab und ist nur nach Osten zugänglich — eine vorzügliche Position für den Schutz der attischen Grenze gegen Boötien. Über die Schluchten des Parnes sah man weit hinaus in die Ebne, und hinten waren ganz klar und deutlich der Dylabettos und die Akropolis zu erkennen. Es war also möglich, sich von dieser Grenzburg aus mit der Hauptstadt durch Feuerzeichen zu verständigen. Thrasybul hätte keinen bessern Punkt

Grenzboten III 1902

33

wählen können, um von ihm aus die Oligarchenherrschaft aus den Angeln zu heben.

Meine Begleiter waren inzwischen herangekommen, und nachdem wir alles besehen und manches photographiert hatten, lagerten wir draußen vor der Mauer auf einigen der herabgefallenen Quaderstücke und verzehrten, den Blick in die Ferne auf die hizeflimmernde Ebne gerichtet, das mitgebrachte Mahl. Unser halbwüchsiger Führer wurde natürlich zur Tafel gezogen, nahm aber, weil es die megali ebdomas (große Woche vor Ostern) und also Hochfasten war, nur unser Brot. Das Fleisch und sogar den Käse wies er zurück, obwohl ihm ersichtlich der Mund nach diesen Leckerbissen wässerte. Da schoß mir der Gedanke durch den Sinn, einmal zu prüfen, wie fest die Gebote der griechischen Kirche in den Seelen ihrer Bekenner verankert seien. Ich spielte also den Versucher auf dem bekannten hohen Berge, reichte ihm ein Hühnerbein und ein Stück Käse dar und sagte mit verführerischem Lächeln: kanénas ierefs vlepi (kein Priester sieht es). Er aber erwiderte, indem er die Stirnhaut nach griechischer Art verneinend hochzog, mit einem ehrfurchtsvollen Augenblick gen Himmel: Ochi! theos vlepi (nein, Gott sieht es), und der Versucher mußte beschämt von dannen weichen. Der junge, gesunde Bursche, der gerade so recht in den zur Auffälligkeit neigenden Flegeljahren stand, hätte sich, glaub ich, lieber die Zunge abgebissen, als durch den Genuß einer kleinen Unze Käse den Schöpfer Himmels und der Erde beleidigt. So groß ist die Gewalt der religiösen Vorstellungen über den Menschen, besonders im Orient. Je weiter man nach Osten vordringt, um so tiefer greift die Religion mit ihren Vorschriften und Verböten, ihren Zeremonien und Regeln auch in das äußere Leben der Menschen ein, bei den griechischen Orthodogen mehr als bei den römischen Katholiken, bei den Mohammedanern mehr als bei den Griechen, und bei den Indern mehr als bei den Mohammedanern. Dahinter scheint es dann wieder weniger zu werden. Die Summe der Fasttage in der griechischen Kirche macht ungefähr den vierten Teil des Jahres aus. Während dieser Zeit lebt der Gläubige, wenigstens wenn er arm ist, ausschließlich von Brot und Oliven.

Auf dem Rückweg führte uns unser braver Fastenjüngling, dem die strengen Enthaltungsvorschriften seiner Kirche übrigens keineswegs die Kraft und Schnelle der Glieder geraubt hatten, den zweiten Weg, der uns an der andern Thalseite nach Chassia hinabführte und noch schönere Blicke in die Berglandschaft und auf das Harma gewährte, als der erste. Fast verschmachend langten wir endlich wieder bei den schönen Wäscherinnen an und stürzten uns auf die bereitwillig dargereichten Cimer. In dem Orte selbst begegnete uns eine große Prozession von Knaben und Mädchen, die hinter einer Kirchenfahne her ihre eintönigen Gesänge piepften und plärzten, uns aber trotzdem grüßten, indem sie militärisch die Hand an die Mütze legten. Sie sollten vom Himmel den schon wochenlang ausgebliebenen Regen erflehen. In der Schenke hatte der Wirt den landesüblichen Mastixschnaps und außerdem noch Honig, aber kein Brot; wir mußten die süße Speise also mit den Löffeln essen. Der Wirt deutete auf die Prozession, die nach einiger Zeit zurückkehrte und vor uns vorbeizdefilierte, und sagte: Wrochi tipote, kyrios dhen theli (kein Regen, der Herr

will nicht). Dann wies er auf die kümmerlichen, angesengten Felder und sagte: Dystychia! (Unglück). In Athen erfuhr ich dann, daß während die Getreidedörfer Bittprozessionen um Regen veranstalteten, die Korinthen- und Weindörfer Dankprozessionen wegen seines Ausbleibens und Gebete um weitere Dauer der Dürre abhielten. Jedenfalls haben es schon die alten Griechen nicht anders gemacht. Das Wasser ist ja die große Lebensfrage für die südliche Landwirtschaft, und nicht umsonst sah man den höchsten Gott selbst als Spender des lebenbringenden Regens an. Freilich mag der alte Zeus, wenn er so mit Opfern und Wohlgerüchen von zwei Seiten her in entgegengesetztem Sinne bearbeitet wurde, bisweilen in Verlegenheit und Unwillen beide Backen aufgeblasen haben.

Neben Kastell Phyle lernt jeder Gymnasiast noch das Kastell Dekelea kennen, weil es die Spartaner im peloponnesischen Kriege dauernd besetzten und von dort aus den Athenern so viel Abbruch thaten, daß der ganze letzte Teil des Krieges davon den Namen des dekeleischen erhalten hat. Wo damals das spartanische Kastell lag, liegt jetzt der königliche Park, der das Schloß von Tatoi umgiebt. In kurzer, angenehmer Nachmittagsfahrt erreicht man von der Bahnstation Kephissia aus diese freundliche und den Nordländer infolge des schönen Hochwalds besonders ansprechende Sommerresidenz der königlichen Familie. Man fährt dabei eine kleine Strecke neben den verrosteten Schwellen und dem grasbedeckten Bahnkörper der schon seit fünfzehn Jahren „im Bau begriffnen“ Larissabahn hin. Diese ist bestimmt, Athen über Thessalien an die europäische Festlandsbahn Saloniki—Belgrad anzuschließen und Athen dadurch für immer von dem inselartigen Charakter zu befreien, den die Stadt in Bezug auf den Verkehr jetzt noch hat. Ein paar Baugesellschaften sind aber bei diesem Unternehmen schon verkracht, und eine Menge deutsches Kapital ist dabei verloren gegangen oder steht noch auf dem Spiel. Die Aktien stehen gegenwärtig nur 38 bis 40 Prozent. Während meiner Anwesenheit hieß es, der Bau solle demnächst von einer neuen Gesellschaft wieder aufgenommen werden. Hoffen wir, daß er dann auch zu Ende geführt wird.

Durch ein Thor fährt man alsdann an Wirtschaftsgebäuden und Gartenmauern vorüber und erstaunt beim Einbiegen in den Park in der That über die hohen und schönen Fichten, Weißpappeln und Oleanderbäume; auch das saftige Grün der Wiesen fiel uns sehr angenehm gegen die draußen herrschende Dürre auf. Ich machte diesen Ausflug mit einem dänischen Herrn, der den Inspektor des königlichen Wirtschaftsgutes, seinen Landsmann, schon kennen gelernt hatte. Dieser erschien denn auch bald nach unsrer Ankunft, hoch zu Roß, begrüßte uns in fließendem Deutsch und führte uns in seine Ställe, die denen des weiland König Augias nicht im mindesten gleichen, sondern wahrhafte Muster von Sauberkeit waren. Pferde sowohl wie Kühe fraßen hier aus marmornen Krippen. Dieser Umstand, den man in Märchen und Erzählungen als einen der Gipfel ausschweifendsten Reichtums oder lächerlicher Großthuerie hervorzuheben pflegt, kann hier noch nicht einmal als Luxus gelten. Ich möchte glauben, daß bei der Unverwüstlichkeit des Steins marmorne Krippen in Tatoi auf die Dauer billiger sind als hölzerne. Denn

gutes Holz ist dort rar, und die Unterhaltung des Parks kostet schweres Geld, besonders wegen der Bewässerung, die — wie der Inspektor klagte — im Hochsommer trotz aller Leitungen auch hier sehr schwierig und oft mangelhaft ist. Nachher erschien auch die Leiterin der Molkerei, eine junge, kräftige Vollblutdänin mit dem blonden, zarten Teint der nordischen Germanen, von Haus aus Bauernmädchen von der Insel Seeland, jetzt königlich griechische Milchvorsteherin, die in dem südlichen Klima keineswegs hingewekkt, sondern im Gegenteil wie eine Rose erblüht war. Sie zeigte uns ihre vorzüglichen Einrichtungen für die Käse- und Butterbereitung, führte uns mit Stolz zu ihren ergiebigsten Milchkühen, die ebenfalls aus marmornen Rippen fraßen, und folgte dann samt dem Inspektor unsrer Einladung, mit zum Xenodochion zu kommen.

Hier giebt es nämlich den sogenannten Defeleawein, ein vorzügliches Getränk, das die erfrischende blumige Säuerlichkeit des Nordens mit dem Feuer des Südens vereinigt. Für jeden Weinverständigen ist schon wegen dieses Stoffes der Besuch von Tatoi aufs dringendste anzuraten. Aber es sitzt sich auch höchst angenehm unter den alten knorrigen Oliven vor dem ländlichen Wirtshaus am Rande des schönen Parks, und da, wo einst die Schritte finsterblickender lakonischer Wachtposten widerhallten, ertönte jetzt fröhliches Gläserklingen und heiteres Gespräch. Wunderbar war es mir, hier im fremden Lande einer Jungfrau gegenüber zu sitzen, die mir vollkommen meines Stammes und Blutes zu sein schien, und doch mich nicht mit ihr verständigen zu können, weil unsre Sprachen verschieden waren. Endlich verfiel ich darauf, mit dieser germanischen Schwester in Odin die unabweislichen Höflichkeiten und von Herzen kommenden Freundslichkeiten in griechischer Sprache auszutauschen. Wer von meinen Lesern hat schon einmal mit einer jungen hübschen Dänin griechisch gesprochen? Ich kann versichern, diese Verschmelzung des griechischen und des germanischen Elements ist ein Genuß. Der Inspektor muß übrigens ein Herz von Stein haben, wenn es neben dieser Kollegin oder Untergebenen nicht hinschmilzt, noch dazu bei der Hitze! Auch unsern Kosselenker zogen wir nach der von griechischer Gastfreundschaft gebotnen Sitte in unsern Kreis, und so fand denn hier eine Verbrüderung von Dänemark, Deutschland und Hellas statt, die zu den weitgehendsten politischen Hoffnungen berechtigte. Wie wärs mit einem neuen Dreibund auf dieser Basis, wenn der alte über kurz oder lang einmal wacklig werden sollte?

Die Zeit verging so rasch, daß wir die schnell hereinbrechende Dunkelheit mit Schrecken gewahr wurden und nun eilig aufbrachen, um den letzten Zug in Kephisia nicht zu verfehlen. Ein gediegenes Trinkgeld that denn auch das übliche Wunder.

Wie reizvoll ist es, so durch die griechische Abendlandschaft auf guter Straße dahinzurollen. Unser Gespräch verfiel dabei auf die geschichtliche Bedeutung der Feste Defelea, und wir fanden uns in der Verwundrung darüber zusammen, daß die Athener nie auch nur den geringsten Versuch gemacht haben, den Landesfeind wieder aus dem Lande zu treiben, ja daß es schon als etwas Großes galt, wenn Alkibiades durch besondere militärische Ver-

anstaltungen den von den Lakedämoniern so lange verhinderten heiligen Zug nach Eleusis einmal wieder möglich machte. Die Athener haben — das beweisen Phyle, Dekelea und der Piräus — militärisch keineswegs auf der Höhe gestanden. Da waren die Römer andre Leute. Die hätten mit Dekelea kurzen, vielleicht auch langen, aber in jedem Falle Prozeß gemacht.

Während ich diese Ausflüge in Gesellschaft unternahm, mußte ich die Besteigung des Pentelikon allein ausführen, weil ich zu diesem Unternehmen, das vielleicht anstrengend erschien, absolut keinen Gefährten aufzutreiben vermochte. Mich dagegen lockte der hohe Berg, den ich täglich sah, mit unwiderstehlicher, zauberhafter Anziehungskraft, und es schien mir für mein Leben wertvoller, von seinem Gipfel aus einmal auf das klassische Land nieder geschaut als noch einmal mehr im Museum Vasen und Statuen studiert zu haben. Der Pentelikon ist zwar weiter von Athen entfernt als der Hymettos, aber schöner und lohnender, überhaupt der lohnendste der attischen Berge, weil man von ihm auch die andre Seite der Halbinsel sieht. Ich fuhr also bis zur Station Marusi dicht vor Kephissia. Mir gegenüber saß ein Herr, der des Französischen leidlich mächtig war. Ich war bald mit ihm im Gespräch über Land und Leute usw. Er nannte sein Vaterland *la lumière du monde*, *l'origine de la culture humaine* und freute sich meiner bereitwilligen Zustimmung. Als ich ihm dann aber den Namen einer der von der Bahn aus sichtbaren Ortschaften, durch die ich auf der Fahrt nach Phyle gekommen war, richtig als *Epano-Viossia* nannte, geriet er in maßloses Erstaunen und wiederholte ein über das andre mal: *On apprend tout dans votre pays!* Er glaubte, ich wüßte das aus der Geographiestunde. Du liebe Zeit!

In Marusia angelangt setzte ich mich auf den Platz vor der Schenke und sagte dem Wirt, daß ich einen Führer auf den Pentelikon wünsche. Der ließ mich, wahrscheinlich um mich müde zu machen, eine halbe Stunde warten, erklärte mir dann auf mein wiederholtes Andrängen, er wisse keinen als sich selbst, forderte aber zugleich einen ganz übertriebenen Preis. Trotzig, wie ich bin, nahm ich wieder unter meinem Baume Platz und wandte mich an einen vorübergehenden, vertrauenswürdig aussehenden Mann, ob er mich für drei Drachmen auf den Berg führen wolle. Dieser erwiderte, er selbst habe keine Zeit, er werde mir aber einen Führer senden. Ich wartete also weiter, und es erschien — der Lustro (Schuhputzjunge), der mir schon auf der Station seine wicksenden Dienste angeboten hatte, ein zehnjähriges Süngelchen. Doch was wollte ich machen? Ich mußte schon mit ihm zufrieden sein und erfuhr zunächst von ihm, daß er, wie fast die Hälfte aller männlichen Griechen, auf den Namen Panagiot (von Panagia „allerheiligste“) hörte. Wir zogen also selbender zum Dorfe hinaus durch niedrigen heißglühenden Fichtenwald auf das herrliche Gebirge los, das so nahe aussah, als könnten wir es in einer halben Stunde erreichen. Es zeigte sich dabei sofort, daß mein Anabe nicht imstande war, mit mir Schritt zu halten. Ich mußte also meinen Feuereifer mäßigen und aller Augenblicke stehn bleiben, um auf den Kleinen zu warten. So dauerte es mindestens noch einmal so lange als gewöhnlich, bis wir am Fuße des Gebirges anlangten.

Hier liegt sanft gebettet unter weitschattigen Weispappeln (*Ilex*), Platanen, Fichten und Cypressen das Kloster Penteli. Vor seinem Eingange laden hölzerne Tische mit Bänken zu ländlicher Rast. Eine Quelle speist eine Cisterne, und saftiger Rasen erquickt das Auge. Würdige Gestalten weißhärtiger Mönche mit hohen, breitgedeckelten, cylinderförmigen Barettten saßen und wandelten hier in beschaulicher Ruhe umher. Sie nahmen nicht die mindeste Notiz von mir, ich also auch nicht von ihnen. Doch reizte es mich, das Kloster selbst einer nähern Besichtigung zu unterziehen. Es ist das reichste im Königreich, da seine Einnahmen jährlich etwa 114 000 Drachmen betragen. Dementsprechend waren die Gebäude stattlich, neu und sauber abgeputzt. Über dem Eingang erhebt sich ein Spitztürmchen mit Glocke. Unter diesem hindurch gelangte ich in einen weiten viereckigen Hof, in dessen Mitte das ebenfalls blendend weiße, übrigens verschlossene Gotteshaus stand. Um die Innenseite des Hofes lief an der obern Etage eine Galerie, auf die die Thüren der Mönchszellen führten. Ich stieg eine Treppe hinauf und ging die Galerie entlang, während mein Panagiot sich nicht einmal auf den Hof getraute, sondern vor der heiligen Pforte mit scheuem Blicke herumschlich. Mir aber kam eilig ein weltlich gekleideter, ziemlich pffiffig dreinschauender Mensch nachgegangen, vielleicht der Ökonom des Monastiris, und forderte mich auf, ihm zu folgen. Er öffnete in der linken Ecke des Hofes eine Thür und lud mich ein, näher zu treten. Es war ein für griechische Verhältnisse überraschend fein möbliertes Zimmer, offenbar für die Bewirtung Fremder bestimmt. Aus den nun folgenden Reden verstand ich, daß ich warten solle, er wolle mir Kaffee bringen. Ich hatte dazu keine Zeit und wollte gehn; er aber hielt mich fest, ich müsse doch unbedingt einen Führer aus dem Kloster mitnehmen. Ich sagte ihm, ich hätte ja einen, worauf er grinsend erwiderte, mit dem *paedi* (Knaben) würde ich den Gipfel nie erreichen. Er wollte natürlich hierbei auf irgend welche Weise Geld verdienen, wahrscheinlich sogar selbst die Führung übernehmen. Seine unangenehme Bissage würde mir aber die ganze Partie verdorben haben; darum lehnte ich ab, obgleich er mir wiederholt versicherte, daß der Junge den Weg nicht wisse. Ich verließ also das Kloster, ohne den Jüngern des heiligen Basilus — zu ihm bekennen sich alle griechischen Mönche — etwas zu verdienen gegeben zu haben.

Obwohl es noch am Morgen war, hatte ich diese Mönche doch schon beim Nichtsthun getroffen, ebenso wie am Nachmittag die vom Schluchtloster bei Phyle, und wie später alle andern griechischen Mönche, mit denen ich noch zusammenkam. Diese Frommen verbringen ihre ganze Zeit mit beschaulichem Hinvegetieren, monotonem Psalmmodieren und unvernünftig strengem Fasten. Etwas für die Welt, oder was hier dasselbe ist, für das Reich Gottes wirklich Nützliches zu leisten, fällt ihnen nicht im Traum ein. Die über 1300 Mönche, die es in den 170 Männerklöstern des Königreichs giebt, verzehren ihre 2360 000 Drachmen Einkünfte ohne jede Gegenleistung für das Land, das sie doch nährt. Auf den Gedanken, sich mit Jugenderziehung oder Krankenpflege zu beschäftigen, sind sie in ihrem orientalischen Quietismus noch nicht gekommen, und erst in der neuesten Zeit wagen dahingehende Vorschläge sich

schlichtern ans Tageslicht, Vorschläge, deren Verwirklichung jedenfalls noch in weitem Felde liegt. Und doch ist dies eine, oder besser gesagt, die Lebensfrage des griechischen Mönchtums. Schon sind die gebildeten Klassen des Volkes von Haß und Verachtung dagegen erfüllt, und auch die Verehrung, die der gemeine Mann dem „schönen Greise“ bisher entgegengebracht hat, soll stark im Schwinden begriffen sein. *) Dagegen machen die römisch-katholischen Orden mit ihren Schulen und Krankenanstalten durch die uneigennützig, nutzbringende Thätigkeit, die sie auf diesen für das Volk wichtigsten Gebieten entfalten, eine ganz entschiedne Propaganda für ihre Sache. Besonders geschieht dies auf türkischem Boden, aber auch in Athen ist die beste höhere Schule gegenwärtig nicht das staatliche, sondern das von katholischen Priestern geleitete Leogymnasium. Sogar hohe Beamte und Abgeordnete sollen ihre Söhne mit Vorliebe auf diese Anstalt schicken, besonders auch deshalb, weil die Disziplin hier ungleich besser sein soll als in den öffentlichen Schulen. Wenn sich also das orientalische Mönchtum nicht gründlich von innen heraus reformiert und aus dem frommen Nichtsthun heraus zu freudiger That aufrafft, so wird es seine Rolle bald ausgespielt haben.

Die Prophezeiung des industriösen Klostermanns schien sich verwirklichen zu sollen. Denn bei dem nun beginnenden eigentlichen Aufstieg wurde mein kleiner Panagiot bald unsicher und blieb wiederholt stehn, um sich den Fall zu überlegen. Der schmale, vom Marmorstaub wie Silber glänzende Pfad ging anfangs noch durch Fichten, dann durch niedriges Buschwerk steil bergauf und führte uns zunächst zu den großen, neuen Marmorbrüchen, deren weiße Brust man schon von Athen, ja vom Meere aus sieht. Hier begann der Junge eine lange Verhandlung mit den Arbeitern, offenbar über den einzuschlagenden Weg. Ich stellte ihn zur Rede, er habe mir doch gesagt, daß er den Weg genau kenne, und nun müsse er sich erst danach erkundigen. Er versicherte mir zwar wiederum mit der treuherzigsten Miene von der Welt, er sei schon *pollaas foraes* (oftmals) oben gewesen, aber trotzdem wurde mir immer klarer, daß ich mich auf seine Führung nicht verlassen konnte.

Der Pfad selbst wurde ganz schmal und führte nunmehr durch das, was man in Italien die *Macchia* nennt: dickblättriges, scharfgezacktes, dornenbewehrtes Buschwerk, das von beiden Seiten über den Weg zusammengewachsen war, sodaß für die Beinkleider eine gewisse Vorsicht dringend nötig wurde. Als Augenpunkt diente uns zunächst der einzige Baum, der überhaupt in dieser Buschwildnis zu sehen war. Er steht am Fuß einer ziemlich steilen Wand, die den Gipfel verdeckt, und birgt unter seinem dürftigen Schatten ein zerfallnes kleines Gotteshaus. Diese Kapelle ist, ebenso wie das Kloster bei Phyle, jedenfalls an Stelle eines antiken Nymphenheiligtums getreten, denn auch sie liegt neben einer kleinen Quelle, deren Wasser hier in einer Falte des Berges den Marmoradern entquillt. Mein sogenannter Führer bekreuzte sich schon vor dem Eingang und fing dann an, vor dem verbläuten Mutter-

*) Über diese Verhältnisse belehrt gut H. Gelzers „Geistliches und Weltliches aus dem Türkisch-Griechischen Orient“ (1900).

gottesbilde, vor dem noch immer die ewige Lampe brannte, mit Kniebeugungen und Lippenbewegungen seine Andacht zu verrichten. Ich schlürfte draußen mit Behagen die spärlichen aber unschätzbaren Tropfen des heiligen Quells und stieg dann allein — der Kleine war mir zu langsam, konnte mir ja auch nichts nützen — im Zickzack durch dick und dünn die grüne Wand in die Höhe, immer dem Pfade nachspürend. Oben sah ich den Gipfel wieder vor mir, das Buschwerk wurde dünner, und nach nochmaliger kurzer Anstrengung stand ich oben. Der Gipfel ist nur von geringem Umfange. In seiner Mitte, da wo einst ein Standbild der Athene ins Land hinausgeschaut hatte, liegt jetzt ein großer viereckiger Steinwürfel.

Der Pentelikon ist ungefähr so hoch wie der heimatische Brocken, aber wie ganz anders ist sonst alles hier als dort. Vom Brocken ist die Aussicht immer, auch an sogenannten klaren Tagen, verschleiert; man kann sich freuen, wenn man die nächstliegenden Partien des Panoramas einigermaßen deutlich erkennt, der Horizont ist immer umnebelt. Vom Pentelikon dagegen sieht man wegen des geringen Wasserdampfs in der Luft fast ebenso klar in die Ferne wie in die Nähe. Und in eine wie anders geartete Gegend schaut man von ihm! Der eigentümliche Reiz der griechischen Landschaft besteht in der innigen Verschlingung, ich möchte fast sagen in dem künstlerischen Zusammenwirken von Meer und Gebirgen. Es giebt wohl kaum einen Aussichtspunkt in Griechenland, von dem aus man nicht an irgend einer Stelle den je nach dem Stande der Sonne silbernen oder bläulichen Streifen der heiligen Salzflut erblickte. Die Bergformen sind, wie wohl alle aus Kalkstein bestehenden Gebirge, fein gezeichnet und plastisch modelliert, und da sie zumeist waldblos sind, so sieht man ihre edeln Konturen unverhüllt und rein. So sah ich denn auch vom Pentelikon auf der einen Seite in die Kephissosebene hinein, sah Athen samt Lykabettos und Akropolis und darüber hinaus das der Sonne zugewandte und darum silberne Meer. Nach Osten sah ich in das neue, noch unbekannte Land, nämlich über einen steilen Abhang und wilde Schluchten hinweg in die bergumschlossene, grüne Ebene von Marathon. Jenseits von dieser zog sich ein der Sonne abgewandter und darum blauer Meeresarm dahin, dann kam die Insel Euböa mit ihren hohen Bergspitzen, und dann wieder Meer und andre Inseln. Das Ganze war ein überaus reiches und reizvolles Rundbild, sodaß das Auge kaum wußte, wo es zuerst, wo es zuletzt verweilen sollte. Und jetzt kommt ein Stück Leben in das Bild. Tief unten zu meinen Füßen fährt durch das grüne Dickicht der Bergfalten ein kleiner Eisenbahnzug. Er bringt aus den erst 1898 von einer englischen Gesellschaft eröffneten Marmorbrüchen von St. Dionysio die großen weißen Blöcke hinaus in die Welt, aus denen der Meißel des Künstlers Statuen, Reliefs und Säulenkapitelle herausarbeiten wird. Was für Herrlichkeiten und Kunstwerke sind aus dem weiten Bauche dieses Berges schon im Laufe der Jahrhunderte herausgeholt worden!

Inzwischen war auch Panagiot heraufgekommen, wir packten nun die mitgebrachten Herrlichkeiten aus und wollten eben die Hände zum lecker bereiteten Mahle ausstrecken, da wurden wir zwar nicht von den antiken Harpyien,

wohl aber von einem Schwarm niederträchtiger rötlicher Insekten, etwa in der Größe unsrer Johanniskäfer, überfallen. Diese Bestien umschwärmten uns nicht bloß, sondern setzten sich auf uns und krochen überall hin, wohin sie nur gelangen konnten. Nachdem wir vergeblich versucht hatten, sie abzuschütteln und zu verschrecken, erklärten wir ihnen den Krieg auf Leben und Tod und erschlugen sie alle. Nach einer Viertelstunde war das grause Gemekel vorüber, Hunderte von Leichen bedeckten das Schlachtfeld. Wir konnten uns rühmen, den Pentelikon von einer ägyptischen Plage befreit zu haben, und genossen nun erst des gleich verteilten Mahles. Dann streckte sich Panagiot ins Gestrüpp und entschlummerte, ich aber schob einen niedrigen Stein vor den viereckigen Block und schrieb ein Duzend Postkarten, leider ohne Ansicht und ohne Originalstempel. Denn da oben giebt es Gott sei Dank keine Post, und mit den Ansichtspostkarten ist oder war es damals in Griechenland überhaupt eine eigne Sache. Es war nämlich eben ein Gesetz in Kraft getreten, wonach eine Postkarte nur dann Gültigkeit hat, wenn die Marke eingeprägt, nicht, wenn sie aufgeklebt ist. Damit waren alle durch Privatindustrie bis dahin hergestellten Ansichtspostkarten mit einem Schlage wertlos geworden, was übrigens einen Händler nicht hinderte, mir am ersten Tage meiner Anwesenheit, als ich meine glückliche Ankunft nach Hause melden wollte, noch ruhig einige aufzuhängen. Erst auf der Post erfuhr ich, daß diese Karten nicht befördert würden. Zum Ersatz hat nun die Post selbst begonnen, Ansichtspostkarten mit eingeprägten Marken herzustellen, aber damals gab es nur erst wenig Arten und nur solche mit Einzelgegenständen, nicht mit Stadt- oder Landschaftsabbildungen.

Zu dem Kapitel Post möchte ich noch bemerken, daß ich in Athen einmal wieder recht handgreiflich darauf hingestoßen worden bin, welches Glück doch die internationalen Verkehrswörter sind. In der ganzen gebildeten Welt heißt die Post „Post,“ nur die Griechen, vom Teufel der Sprachreinigung beseffen, haben sie offiziell in das geschmackvolle, kurze und bequeme *tachydromío* (eigentlich „Schnellläuferei“) umgetauft. Da irrte ich denn am ersten Tage in den Straßen Athens herum und fragte vergeblich nach dem *tachydromío*, weil keiner sich die Mühe gab, meine verkehrte Aussprache und meinen falschen Accent zu verstehn, bis ich endlich darauf verfiel, einfach nach der „Post“ zu fragen. Das verstand man; es ist noch volkstümlich, aber wie lange noch? Statt die bequemen Reisetwörter *Diner*, *Souper*, *Logis* zu gebrauchen, muß man sich die entseßlichen *jewma*, *dipno* und *ipnos* einprägen. O, ihr Sprachreiner *à tout prix*, geht nach Griechenland und lernt dort am eignen Leibe die Folgen eures völkertrennenden Thuns kennen! Doch zurück auf den Gipfel des Pentelikons, der sich vor dem des Brodens besonders auch dadurch auszeichnet, daß er noch *hotel=* *gast=* und *eisenbahnrein* ist. Gott erhalte ihm diese Sauberkeit!

Nachdem ich also meine *epistolika deltaria*, die sonst überall „Postkarten“ heißen, geschrieben hatte, weckte ich meinen sanft schlummernden Endymion und folgte allzu vertrauensfelig seinen Schritten. Denn zum Dank für die genossene Göttermahlzeit, so üppig wie sie ihm sicher in seinem kurzen Leben noch nie zu teil geworden war, führte er mich falsch. Wir standen plötzlich

am Fuße des steilen Abhanges, aber von dem Kirchlein durch eine tiefe Bergfalte mit Felschlucht getrennt. Da hieß es denn, sich durch das bis über die Kniee reichende Gestrüpp einen Weg bahnen, die Schlucht durchklettern und sich auf der andern Seite wieder in die Höhe arbeiten. Nie habe ich so inbrünstig nach einer Muttergotteskapelle verlangt wie an dem Tage. O Panagia, du hast mir das sicher angethan, weil ich dich beim Aufstieg nicht gebührend verehrt hatte, aber warum hast du das unschuldige Kind, das dir doch alle Ehre erwiesen hatte, mit dem Schuldigen leiden lassen? Natürlich langte ich zuerst an und mußte eine ganze Weile auf Panagiot warten, der unter dem stacheligen Zeug stellenweise fast verschwand. Ein Blick auf die Uhr belehrte mich, daß es die allerhöchste Zeit war, wenn ich den einzigen Zug, der heute noch nach Athen ging, nicht verfehlen wollte. So liefen wir denn förmlich bergab, durcheilten im Sturmschritt die dürre Kiefernheide und mußten dann noch durch das ganze Dorf Marusi, da der Bahnhof auf der entgegengesetzten Seite des Ortes lag — das thun die Bahnhöfe in solchen Fällen ja immer.

Es glückte, weil der Zug sich verspätet hatte, ich entließ meinen vorzüglichen Führer und schlürfte noch auf dem Bahnsteig eine Tasse des saßreichen orientalischen Kaffees mit dem herrlichen Gefühl, einen großen und ewig unvergeßlichen Tag genossen oder besser mir erobert zu haben. Am nächsten Tage bedauerten natürlich alle, die ich sprach, nicht mit mir gekommen zu sein. Zu spät!



Niels Glambäff

Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Brøndsted

Erster Teil

18



o oft Niels an Herrn Engelbrechts Wohnung vorüberkam, betrachtete er das Wort Regularo, das mit großen lateinischen Buchstaben über der Thür stand. Neugierig wünschte er zu sehen, was hinter der Thür war, die klassische Bibliothek, die einen so großen Ruf hatte, und dann auch das Furtim und dann noch das geheimnisvollere Pan. Aber er wagte nicht, Herrn Engelbrecht gegenüber diese Saiten anzurühren.

Und eine Einladung erhielt er nicht.

Dieser Sonderling zeigte überhaupt Niels gegenüber ein ebenso zurückhaltendes Wesen wie allen andern gegenüber auch. Nur bei den Mahlzeiten ließ er seine Kenntnisse und seine Verachtung der Gegenwart in geistreichen Paradoxen spielen. Sonst studierte er, wie es hieß, oder machte seine einsamen Spaziergänge im Garten, wo dann die Flöte selten fehlte.

Der Hausherr selbst schien jedoch in einem nähern Verhältnis zu ihm zu stehn — in einem etwas geheimnisvollen — kam es Niels vor: er sah Huitfeldt manchmal